

Von E. Strauß.

O du blühender, glühender Sommertag, Rings blühende Rosen und Linden! Mir ist, als könnte ich wiederfinden! Mein Glück doch wiederfinden!

Der lachende, goldene Sonnenchein Will meinen Schimmer verdecken; Bei all dieser Schönheit laubaus und laubhin, Da sollte ich traurig bleiben?

Ob die Lindenblüte zur Erde fiel, Ob vorüber der Rose Betraum, Da ist mich das Glück, an dem ich verzage, Vielleicht, vielleicht schon umfangen!

Das Brautkleid.

Novellette von Emma Hanshofer-Merf.

Sie hatte eine wunderbare Gestalt, diese Thella, und sie wußte sich famos anzuziehen! Man hätte glauben können, sie käme aus einem Palast, wenn man ihr flüchtig auf der Straße begegnete. Der leichte sichere Gang, der schlanke hohe Wuchs, das feine art-rosige Gesicht, die stolze Miene! Aber sie war keine Prinzessin und keine Millionärin — sondern erste Vorarbeiterin in dem Geschäft der Frau Willibald, der vornehmsten und teuersten Schneiderin der Stadt.

Geschmack mußte sie natürlich haben, und über das, was modern und chic ist, mußte sie Bescheid wissen, nachdem die Eleganz all der schönen Damen durch ihre Hände ging, gewissermaßen ihr Wert war. Aber sie verstand sich nicht bloß darauf, die Reize der andern zur Geltung zu bringen. In ihren Ruhestunden entwarf sie auch das größte Talent, selbst ein Männerherz zu bezauern. Er war Leutnant und an manchem Abend in der Woche holte er sie ab; natürlich in Zivil. Sie gingen dann miteinander in ein Variete-Theater. De Meisten, die mit ihnen zusammen- trafen, hatten ein warmes Wohlgefallen an dem hübschen Paar. Besonders Thella war es von den leuchtenden Augen abzulesen, wie löstlich ihr diese freien Stunden in ihrem Arbeitsleben waren, wie sie ihren Teil am Glück der Welt mit allen Fibern genoss. Sie machte sich keine Illusionen. Sie wußte, daß ihr Otmarr sie nicht heirathen konnte und daß die schöne Zeit einmal enden würde. Wo sie mochte daran nicht denken, so wenig wie an das Sterben, das ja auch unermesslich ist.

Drei Jahre lang war er immer gleich lieb und nett zu ihr. Dann, im Herbst, kam er seltener zum Abholen. Sie wartete ein paar Mal verzweifelt auf ihn und war dann gereizt und schnippisch beim Wiedersehen. Aber es gab doch immer wieder eine reizende Verführung. Sie fühlte wohl längst, daß das Unheil drohte. Aber sie hatte doch nicht den Muth, ihn zu fragen, ob er von ihr los sein wollte?

Und als dann der Brief kam, der so hart zu schreiben und so viel, viel härter noch zu empfangen ist, — der Abschiedsbrief, — da meinte sie doch sie könne es nicht tragen. Sie mußte nun irgend etwas Verzweifeltes thun! Doch gerade im Carneval brangte die Arbeit. Wenn sie einmal im Geschäft war, blieb ihr keine Minute Zeit, über ihre verarmte Existenz nachzudenken und wenn sie heimkam, war sie so todmüde, daß sie gleich nach ihrem einsamen Abendessen einschielte. Die jungen Mädchen in der Schneiderstube spürten allerdings Fräulein Thella's üble Laune und sie tuschelten miteinander: „Die Geschichte mit ihrem Leutnant ist aus! Darum kann man ihr gar nichts mehr recht machen!“ Eines Tages kam die „Taillen-Bertha“ ganz aufgeregt angetrutt. Beim Mantelausziehen verlor sie sich schon die Nachricht: „Verlobt hat sich ihr Leutnant! Mit einem Fräulein Westheimer, der Vater ist Bankier. Schwer reich soll sie sein!“ Na, da wird sie heut wieder ihre Wuth an uns auslassen!“ rief die rothhaarige „Aermel-Anna.“ „Aber ich laß es mir nicht mehr gefallen! Ich sag' ihr's einfach ins Gesicht! Ich kann doch nichts dafür, daß ihr Schatz jetzt die Bankiersochter heirathet!“

Doch als Thella dann antam, später als sonst, fittlich mit vermeinten Augen, da beugten sie sich doch alle, verlegen und stumm, auf die „Schooß-breitchen“ herab, nähden, und jede, die an die Vorarbeiterin eine Frage zu richten hatte, sprach heute auffallend sanft und bescheiden, wie eingeschüchtern von diesem blassen Gesicht mit den rothgeränderten Lidern. Thella schien der vollendeten Thatsache gegenüber ihre Ruhe und Kraft wieder zu finden. „Nun ist's einmal zu Ende und alles Zammern nützt nichts mehr,“ sagte sie sich mit dem praktischen Verstand und der Tapferkeit des Mädchens aus dem Volke.

Die „Taillen-Bertha“ und die „Aermel-Anna“ hatten sich nicht mehr über sie zu beklagen. Und im Frühjahr that sie ihnen allen herzlich leid. Frau Willibald rief nämlich eines Tages ganz vergnügt in die Schneiderstube: „Fräulein Thella! Kommen Sie mit dem Maßbuch! Fräulein Westheimer bekommt sechs seidene Kleider zur Aussteuer!“

Nun mußte die arme Thella auch noch die Toiletten für die Bankiersochter machen! Sie biß die Lippen aufeinander, als sie in das Anprobierzimmer trat und sich vor dem kleinen, plumpen aufgeputzten Fräulein und vor der biden, aufgeputzten Mama verneigte. Aber dann flog manchmal ein Spottlächeln über ihr feines, blühendes Ge-

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 10. Juli 1903 (Zweiter Theil.) Jahrgang 23. No. 45.

Das Leibgericht.

Humoreske von Leo von Torn.

„Und noch eins, meine Herren! Ich verbanke der Lebenswürdigkeit eines Kameraden, welcher früher beim Regimentsstabe unseres neuen Herrn Brigadecommandeurs gewesen ist, die vertrauliche Mittheilung, daß der Herr General großen Werth auf eine durch- aus einfache Lebenshaltung seiner Offiziere legt und darauf sein besonderes Augenmerk richtet. So trinkt der Herr General beispielsweise ausschließlich helles Bier... Herr Leutnant von Zehlenbach, Sie räusperten sich; wünschen Sie etwas zu bemerken?“

„Zu Befehl, nein, Herr Major.“ Der Herr Bataillonkommandeur vereinigte sich mit seinen Hauptleuten zu einem strengen Blick der Mißbilligung auf den zur Unzeit mit Rattarrh befassten Jüngling und fuhr dann fort:

„Und bei der Tafel bevorzugen der Herr General für seine Person eine einfache Erbsuppe mit Speck. Jmoie- weit sich die Herren meine Mittheilungen zunutze machen wollen, muß ich jedem einzeln überlassen. Was mich be- trifft, so bemerke ich Ihnen bei dieser Gelegenheit, daß auch ich eine Vorliebe für helles Bier habe und daß ich Erbsuppe und Speck schon von jeher für ein ebenso schmackhaftes wie zuträgliches Nahrungsmittel gehalten habe. Ver- gessen Sie nicht, meine Herren, daß wir den Krieg 1870 nicht um wenig- stens auch mit der Erbsuppe geschlagen haben. Ohne mich in Ihr Kasinorefer- fort einmischen zu wollen, Herr Ober- leutnant von Raffel, möchte ich Ihnen also doch nahelegen, sich zum mindesten für den Tag der Besichtigung die ange- deuteten Grundzüge einer einzig ver- nünftigen und entschiedenen soldatischen Ernährungsweise zunutze zu machen. Ich hoffe das umso mehr, als ich posi- tiv weiß, daß auch die anderen Batai- lone in diesem Sinne verfährt sind. Und ich wünsche nicht — verziehen Sie ja wohl, meine Herren — ich wünsche nicht, daß wir nach irgend einer Rich- tung hin weniger gut abhändeln als die andern... Ich danke Ihnen, meine Herren.“

Die Versammlung, auch Parole ge- nannt, war geschlossen. Major Hagen nahm noch einen der Hauptsächlichsten der Seite, um ihm aus irgend einem An- laß ein paar „freundliche Worte“ zu sagen. Es fand das jedoch seitens der Unbedienstigten — welche sonst aus der Ferne alle Abschnitte einer solchen Unterhaltung bis zu dem bekannten Griff an die Wägel gern zu verfolgen pfle- gen — nicht die übliche Beachtung.

Der bevorstehende Besuch des neuen Kommandeurs nahm alle in Anspruch. Was bedeutete es, von seinem Major einen „reingewirgt“ zu bekommen, gegenüber der Möglichkeit, von der Chimborazohöhe eines Brigadiers her- ab in die Wurst gehakt zu werden? — und gar eines solchen, welcher helles Bier bevorzugte! War es doch eine ge- radezu bekannte als betrübende Er- scheinung, daß hohe Vorgesetzte mit einfachen Lebensgewohnheiten stets um so mehr komplizierte dienstliche Requi- sitionen hatten, und auf diesem Wege sich Genüsse verschafften, welche hart an Nerovische Maßnahmen grenzten.

Niemand also verkannte den tiefen Ernst des Augenblicks. Nur bei den jüngeren Herren vom Schlag des Leu- nants von Zehlenbach schien die Harmlosigkeit des Gemüthes noch eini- gemaßen vorzuherrschen. Sie suchten das lausigste Hinterstückchen im Schwar- zen Adler auf und genehmigten eine flache französische Secies — einer- seits zum Abgewöhnen und dann auch, um die schon auf dem Kasernenhofe heimlich aufgeworfene Doktorfrage zu erledigen, ob das dünne Braunbier als helles Bier im Sinne der neupatriar- chischen Lebensweise zu betrachten sei.

„Es ist ja braun, meine Herren,“ bemerkte Leutnant von Zehlenbach ge- dantenvoll, „sogar sehr braun, das un- terlegt keinem Zweifel. Selbst der Schaum hat eine unverkennbar bräu- nliche Farbe — und dennoch möchte ich behaupten, daß dieses Getränk den einfachsten Lebensgewohnheiten ent- spricht.“

Bei einer zweiten Flasche zum Ab- gewöhnen kam man jedoch überein, des lieben Friedens willen auch den leis- sten äußeren Schein des Spharrit- thums zu vermeiden. Braun war die Farbe des Schlemmens, gelb die der soldatischen Anpruchslosigkeit. Also kein Braunbier, sondern Pilsener und Ale, dafür aber viel Pilsener und viel Ale.

Leider mußte Herr von Zehlenbach auch diesem bündigen Beschlusse gegen- über eine Extra-Wurst für sich verlan- gen. Er bestellte eine dritte Flasche und erklärte: „Ich weiß einen, der egal Sekt trinken wird!“ Immerhin war das doch eine Lösung, an die man sich halten konnte. Oberleutnant von Raf-

sel dagegen fand eine solche Lösung nicht.

Nachdem er zwei Stunden mit der Kasinoführerin verhandelt, ging er tiefsin- nig nach Hause. Seine Seele war zur einen Hälfte von Erbsuppe erfüllt, zur andern — mit Speck? Nein, denn Erbsuppe und Speck gehörten, wie er eben vernommen, „in einen Bott“. Die andere Hälfte war vielmehr erfüllt mit einer großen, bangen, verzweifelten Frage. Und kein Mensch vermochte sie zu beantworten.

Herr von Raffel war eine gewissen- hafte Natur und daher etwas ängstlich. Zudem war er lange genug beim Fach, um zu wissen, daß, wenn es für eine Sache unbedingt nur zwei Möglichkei- ten giebt, der Leutnant eine dritte zu erfinden hat — die dann auch falsch ist. Zu Hause wurde der Oberleutnant Rolf von Raffel immer tiefsinniger, und anstatt auf die besorgten Fragen seiner Wirthin, der verwitweten Frau Oberpostfretäre Schneegans zu hören, beschäftigte er schließlich seine Civil- equipirung. Beim Claquebut ging eine Feder nicht, deshalb machte er nur einseitig „klatt“, und der Cylinder sah dann aus wie tief eingetrichtert. So setzte er sich ihm mit zitternder Hand auf's Haupt.

„Aber Herr Leutnant...“ Er schüttelte betrübt den Kopf und stellte weiter fest, daß er sich wohl auch einen neuen Gehrod würde anschaffen müssen, und die blauen Oberstiefeln bedurften einer frischen Bügelfalte. Erst als seine entschlossene Wirthin ihm die Ring-Bell-Kopfbedeckung ab- nahm und „ihren Leutnant“ unter Be- rufung auf ihre Rechte als möblierte Hausfrau zur Rede stellte, hochte der Aermel in der offenen Schrankthüre nieder und schüttelte sein Herz aus.

Erbsuppe — ja! Aber — mit ober- ohne Hülsen, das war hier die Frage. Mit Hülsen war die Suppe einfacher, nahrhafter und militärischer — ohne die Hülsen war sie feiner. Was bevor- zugte nun der Herr General? Was hatte der Oberleutnant von Raffel toden zu lassen, damit das Bataillon gut abhändelt?

Frauen sind immer klüger als Män- ner; manchmal aber ganz besonders. Und so segnete Oberleutnant von Raf- sel den fernliegenden Tag, an dem Frau Schneegans das Licht der Welt erblidete — denn sie hatte ihm den Rath gegeben, beide Sorten toden zu lassen.

Der Herr General waren im Gan- zen zufrieden gewesen. Aber wie es zum Essen gehen sollte, wurde eine ge- spannte, um nicht zu sagen ängstliche Zurückhaltung bei ihm bemerkbar. Und als dann aufgetragen wurde — machte er ein Gesicht wie Jemand, der etwas Schlechtes riecht. Auch der an- wiesende Regimentskommandeur ver- zog den Mund und erröthete lebhaft, als der General sein Augenlas ein- klemmte und dem Major bemerkte: „Kleine Aufmerksamkeit... ah...“ dankte sehr, lieber Major. „Esse außer- ordentlich gern diese... ah. Aber fünfte Portion in fünf Tagen, bisphen viel, was? Haben Sie nicht etwas anderes?“

Der verblüffte Bataillons-Chef hatte sich noch nicht einmal umgedreht, um die nöthigen Befehle zu geben, als Oberleutnant von Raffel auch schon die Sachlage erfasst hatte.

„Also ohne Hülsen!“ raunte er dem Burschen zu — und schon in der näch- sten Minute dampfte ein neuer Teller vor dem General.

Dieser beugte sich höchst interessiert darüber — um im nächsten Augenblick abermals sein Glas einzutrinken. „Wenn ich nicht irre, ist das... ah... wieder Erbsuppe!“

Und gleich darauf erhob sich der Herr General zu einem Trinkspruch, in welchem er seine Kritik vom Vor- mittag dahin ergänzte, daß die „vielen Mängel“ der Ausbildung des Batai- lons ihre Erklärung fanden in einer ge- wissenslosen Einseitigkeit, die das Of- fiziercorps beherrschte und naturgemäß sich auch den Mannschaften mittheilte. Diese Thatsache würde durch eine we- nig geschickte „Schusterung“ nicht aus der Welt geschafft. Er sehe militärisch klar genug, um selbst durch eine Erbs- suppe hindurch die großen Schwächen des Bataillons zu erkennen, und über- haupt...“

Na kurz — der Herr Major kam in die Wurst. Daher auch der Name Erbswurst.

Zu natürlich.

Ueber einen unerwarteten Erfolg eines realistischen Spieles wird aus Jelliffawetgrad berichtet: Dieser Tage ereignete sich bei der von dem kleinrussischen Truppe des Herrn Woljanski veranstalteten Aufführung des Dra- mas „Talent“ von Stachtig ein äus- serst komischer Zwischenfall. Im vierten Akt soll „Theater im Theater“ gespielt werden. Hierbei muß sich ein

Theil der Schauspieler unter das Pu- blikum in die Logen, das Parterre und die Galerie begeben und das zur Handlung nöthige Mißfallen äußern, worauf die Heldin in Ohnmacht und darauf der Vorhang fallen soll. Als nun die Schauspieler unter dem Pu- blikum das Stück auszuweisen be- gannen, suchte einer der Polizeibe- amten mit aller Energie diese für ihn völlig „unethischen Unordnungen“ zu unterdrücken. Er eilte auf die Ga- lerie, von woher das Pfeifen und Pro- testieren gegen das Stück am lauteften erschalle, und verhaftete dafelbst einen der mitwirkenden Schauspieler wegen des „Lärmens“. Gegen alle Erklä- rungen der übrigen Schauspieler und des Publikums blieb er taub und hatte für sie nur die eine Antwort: „Im Polizeibureau wird man schon die Sache auflären!“ Infolge dieses Vorgehens des Polizeibeamten ent- stand aber nun erst recht Lärm unter dem Publikum, welches gegen diese Unterbrechung des Stückes protestirte und die Fortsetzung der Vorstellung verlangte. Der Direktor war schließ- lich genöthigt, selbst zur Polizeiver- waltung hinzuzufahren und dafelbst die „verdächtige“ Szene vorzulesen. Da- rauf wurde erst der völlig unschuldig arretirte Schauspieler wieder in Frei- heit gesetzt und auch das Stück selbst konnte weitergespielt werden, obgleich bereits ein großer Theil des Publi- kums das Theater verlassen hatte; es erreichte infolge dieses Zwischenfalles erst um 3 Uhr Morgens seinen Ab- schluss.

Reintiere in Alaska.

Während der Reintierbestand im Norden Europas und damit auch die Zahl der nomadirenden Lappländer beständig zurückgeht, sind in Alaska in den letzten Jahren große Herden einer Reintierart entstanden, wie man sie in Norwegen, Schweden und Sibirien findet. Dort hat die Regierung der Vereinigten Staaten im Jahre 1892 mit der Einführung von Reintieren begonnen. Die an der Beringsstraße und andern Küsten Alaskas lebende Estimobevölkerung befand sich damals in sehr bedrängten Verhältnissen, da die Robben und Walrosse, die es einst in großen Men- gen gab, sehr zusammengeschnitten sind, und das wilde Karibu, eine Art Reintier, fast ganz ausgerottet ist. Ferner liegen auch die mitchischen Ver- fehrverhältnisse in den langen und schneereichen Wintern und den schwie- rigen Geländeverhältnissen Alaskas eine Abhilfe wünschenswerth erschie- nen. Daher schritt die Regierung der Vereinigten Staaten zur Einführung von Reintieren. Die ersten Thiere kaufte man in Norwegen, später wur- den sie aus Sibirien bezogen. Die Reintiere vermehren sich derart, daß es im Jahre 1898 bereits etwas über 2000 Stück gab, trotzdem viele zu Nahrungszwecken geschachtet wurden. Jetzt sind etwa 6000 Thiere über die unendlichen Steppen Alaskas ver- breitet, und innerhalb 25 Jahren wird eine Million erreicht sein. Raum ge- nug ist wenigstens vorhanden, ebenso fehlt es nicht an Moos, das die Thiere auch im Winter unter der Schneedecke aufzuspielen verstehen. Die Reintiere werden zur regelmäßigen Be- förderung der Post, für Personen- und Güterbeförderung benutzt. Der Preis stellt sich für Schlachttiere auf 60—100 Dollars, für Zugthiere auf 150 Dollars das Stück. Um die Eingeborenen Alaskas in der Behand- lung der Reintiere und im Fahren mit diesen Thieren zu unterweisen, be- nutzt die amerikanische Regierung wiederholt eine Menge norwegischer Lappländer, sich in Alaska anzufinden, die längs des Autonotromes den Postver- kehr mittels Reintieren aufrechter- halten.

Zimmer besetzt.

Professor (auf der Straße einen seinen Schüler beegend): „Müller, sind Sie meinem Kollegen, Herrn Gröbler nicht begegnet?“

Schüler: „Jawohl, Herr Professor, da vorne geht er.“

Neue Wortauslegung.

Schauspieler (zum andern): „Mein neuer Rivale, der Kauling, erschleicht sich jede gute Rolle — der reinste Kollomper.“

Auch eine Erbfinde.

Lehrerin: „Nun, Ihr Mädchen, wel- ches ist denn das große Uebel, das die Menschen plagt und so vieles Verderben bringt?“

Schülerin: „Die Diphtheritis!“

Lehrerin: „Das ist gewiß ein schlimmes Uebel, aber ich meine ein noch größeres. Besinnt Euch nur, geht mehr in das Innere des Men- schen, denn das Uebel, welches ich meine, sitzt viel tiefer. Nun?“

Schülerin: „Der Bardwurm!“

Schwere Wahl.

Junge Frau (vor einem Schauspen- ster, in dem drei neue Hutmodelle aus- gestellt sind): „Ach, warum hab' ich nicht drei Köpfe!“

Orientalische Rechtsauffassung.

Ali Bey: „Mächtiger Kabi, Dein Stellvertreter, der statt Deiner häufig Recht spricht, ist täuschlich.“

Kabi: „Ein Beweis, daß er etwas werth ist, sonst würde ihn Keiner tau- fen.“